

JOACHIM RANGNICK

# DER AHNHOF



EIN ALLGÄU-KRIMI

List

List Taschenbuch

Joachim Rangnick

## Der Ahnhof

Ein Allgäu-Krimi

Originalausgabe im List Taschenbuch

List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

1. Auflage Dezember 2010

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2010

Konzeption: semper smile Werbeagentur GmbH, München

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: JBM/buchcover.com

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Garamond

Papier: Munkenprint von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-60992-8

# HEUTE

## *Ein Freundschaftsdienst*

Mathilde haderte mit ihrer Gutmütigkeit. Wann würde sie endlich lernen, nein zu sagen? Wieder einmal bereute sie ihre Zusage, die sie Daniela ohne großes Zögern gegeben hatte.

Und wie schon so oft hatte sie deshalb die vergangenen Tage damit verbracht, sich mehr oder weniger blödsinnige Ausreden auszudenken, obwohl sie genau wusste, dass sie eine Absage, noch dazu eine so kurzfristige, niemals übers Herz bringen würde. »Bleede Henn«, schimpfte sie sich, drückte unbewusst stärker aufs Gaspedal und erhöhte die Geschwindigkeit ihres Wagens kurz auf schwindelerregende 75 Stundenkilometer.

In der Ferne tauchte Schloss Zeil in Mathildes Blickfeld auf und lenkte ihre Gedanken über Verwandtschaft und Gutmütigkeit in eine ganz andere Richtung. Sie hatte zum Thema Adel eine klare Meinung und unterschied sich darin deutlich von jenen, die immer noch zu den ehemaligen Herrschaften hinaufbuckelten, und das waren im Allgäu nicht wenige. Für Mathilde gab es keine Diskussion darüber, dass ihre Vorfahren die Burgen und Schlösser der Adligen erbaut hatten und zum Dank dafür verschachert worden waren. Ganz gleich, ob weltlicher Adel oder kirchlicher Klerus, auf Kosten der Bauern hatten beide gelebt. Und zu den Abgaben hatten die Untergebenen obendrein noch

Frondienste leisten müssen, auch wenn gleichzeitig auf den kargen Feldern und Wiesen die Ernten verrotteten. Sollte es doch hungern, das Bauernpack! Dabei hatte es durchaus auch andere Zeiten auf der Leutkircher Haid gegeben, durch die Mathilde gerade fuhr. Freie stolze Bauern in Freigemeinden mit eigener Rechtsprechung waren sie gewesen, bevor ihr Landstrich und seine Bewohner zum Spielball der Mächtigen wurden. Mathilde hatte es stets als verschenkte Chance gesehen, dass im Zuge der Säkularisierung nicht gleich auch der Besitz des Adels ans Volk zurückgefallen war. Im Gegenteil, einige Adelsfamilien hatten ihre Macht und die Gunst der Stunde genutzt und sich sogar noch zusätzliche Ländereien unter den Nagel gerissen. Darüber konnte sich Mathilde durchaus aufregen, denn auch ihre Familie gab es schon seit dem Mittelalter, aber erst die Urgroßeltern hatten die Möglichkeit gehabt, einen Hof und Land zu erwerben, und durch Fleiß und geschickte Heirat war es ihnen gelungen, etwas *Sach* zusammenzubringen, während so manche Adelsfamilie noch immer wie die einstigen Feudalherren residierte und von katzbuckelnden Politikern Steuergelder in den Hintern geschoben bekam.

Mathilde seufzte und musste über sich lächeln. Nicht oft brachten sie solche Gedanken um ihre innere Ruhe. Sie eignete sich nicht zur Revolutionärin, und das nicht nur ihrer 69 Jahre wegen. Meist hatte sie mehr als genug zu tun, alles Dinge, die sich unmittelbar um ihr eigenes Leben und ihren Alltag drehten. Zum Beispiel ebenjene Bitte ihrer Großbase, für sie einen Hof auszupendeln. Daniela und ihr Mann Jakob wollten den alten Hof kaufen und herrichten. Einige Gebäudeteile seien zwar ziemlich verfallen, doch eine Renovierung würde sich lohnen, hatte Daniela am Telefon erzählt.

Mathilde hatte eingewandt, dass sie mit dem Pendel nicht umgehen könne, Daniela aber trotzdem versprochen, sich den Hof einmal anzusehen. Und ein Versprechen musste eingelöst werden, auch wenn es nicht die reine Freude war. Ihre Gabe, Dinge wahrzunehmen, die andere nicht sahen, war natürlich in der Verwandtschaft bekannt und wurde nicht selten in Anspruch genommen, auch wenn man sonst wenig miteinander zu tun hatte. »*Großbase*« – *wie sich das anhörte*, dachte Mathilde. Die Tochter der Tochter der Tante, also das Kind von Mutters Schwester, war eine Base ersten Grades und deren Tochter dann eine Großbase ... Mathilde schüttelte den Kopf. Sie war nie besonders gut darin gewesen, Verwandtschaftsbeziehungen zu benennen: Vettern, Cousinen, Nichten, Neffen, Basen – da gab es Leute, die kannten sich darin besser aus. Die Zehner Roswita zum Beispiel, die könnte sie zu den Verwandtschaftsbezeichnungen aller Nachkommen aus der Linie der Mutterschwester befragen.

Mathilde kannte ihre Großbase nur von wichtigen Zusammenkünften innerhalb der Verwandtschaft, von Hochzeiten, Taufen oder Beerdigungen, also von Anlässen, denen man im Allgäu nicht fernbleiben durfte. Daniela hatte ins Österreichische geheiratet, nach Siebratsgfall, aber nicht nur deshalb kam man selten zusammen – das letzte Mal bei Danielas und Jakobs Hochzeit.

Die beiden wollten sich ihren Traum verwirklichen, Hirsche, Rehe und Damwild züchten und auch Fischteiche anlegen. Und dafür bot das Anwesen bei Urlaub ideale Bedingungen und genügend Grund. Dass man ein Haus, noch dazu ein altes, auspendeln oder von einem Rutengänger überprüfen ließ, war im Allgäu nichts Ungewöhnliches, ganz im Gegenteil.

Nach einer Anhöhe, auf der eine Kapelle und eine Linde stan-

den, so die Routenbeschreibung von Daniela, musste sie in den zweiten rechten Feldweg abbiegen. Dann führte der Weg durch einen Tobel, anschließend durch ein Wäldchen, und wenn man durch beide hindurch war, würde man direkt auf den Hof stoßen.

Mathilde nickte zufrieden, als der Hof vor ihr lag. Sie hatte ihn gefunden.

Es war ein heruntergekommenes, aber stattliches Anwesen in der Größe eines Gutshofes. Die Gebäude lagen in einer Senke, umgeben von sanften wiesenbedeckten Hügeln und Wäldern.

Mathilde hielt an, um die Aussicht auf diesen besonderen Flecken Erde zu genießen. Die nachmittägliche Junisonne leuchtete die Landschaft aus, als würde ein Fotograf Regie führen, um ein besonders stimmungsvolles Foto für einen Urlaubsprospekt zu schießen. Dabei duftete die Luft auch noch intensiv nach Heuernte, was in Mathilde eine Welle positiver Erinnerungen auslöste.

Das freistehende Wohnhaus war aus Stein gebaut, quadratisch und hatte einen wuchtigen Treppenaufgang vor der Haustür. Daneben, um das Hofkarree, standen das langgezogene Ökonomiegebäude, eine Scheune, ein zerfallener Schweinestall, die Reste eines Hühnerhofes mit Verschlag und ein ebenfalls baufälliges Backhaus. Mitten im Hof wuchs eine mächtige Eiche, in die der Blitz eingeschlagen hatte, denn der Stamm war gespalten und die eine Hälfte abgestorben.

Mathilde fuhr langsam den restlichen Weg zum Hof und hielt neben dem Kombi, bei dem Daniela und Jakob standen und ihr zuwinkten.

»Seid's schon da?«, begrüßte Mathilde die beiden und erhielt zur Antwort von Daniela die ebenso sinnige Floskel: »Hast hergefunden?«

Mathilde deutete ein Kopfnicken an: »Das ist also euer Traum-

hof. Etwas groß und auch nicht mehr der Jüngste, aber ihr werdet euch schon eure Gedanken gemacht haben.«

Danielas Blick bewirkte, dass Jakob den bereits geöffneten Mund wieder zuklappte und nur zustimmend nickte. Ihm war anzusehen, dass er sich in Mathildes Nähe nicht sonderlich wohl fühlte. Auch Mathilde hatte das schon öfter bemerkt und deutete gleich auf das Wohnhaus. Sie wollte wissen, ob die Türen offen wären oder ob sie einen Schlüssel bräuchte. Und abschließend meinte sie: »Als dann, bringen wir es hinter uns.«

Jakob hob einen altertümlichen Türschlüssel hoch, wie man sie sonst nur noch im Museum bewundern konnte, doch Mathilde streckte fordernd ihre Hand aus und meinte, sie wolle allein sein bei ihrem Rundgang. »Ihr wart ja sicher schon einige Male drinnen«, stellte sie mit einem Lächeln fest, denn beiden war anzusehen, dass sie Mathilde gern begleitet hätten.

Mathilde wartete aber nicht auf eine Antwort, sondern nahm den Schlüssel und ging langsam zur Eiche. Es mochte ein Zufall sein, aber im selben Moment, in dem sie ihre Hand an die raue Rinde des Stamms legte, schob sich eine dunkle Wolke vor die Sonne und dämpfte die Farben, als begänne bereits die Abenddämmerung. Mathilde sah hinauf in die gespaltene Baumkrone. Leben und Tod, dachte sie. Was mochte dieser Baum schon alles erduldet und mit angesehen haben, und dennoch hatte er nicht aufgegeben. Schon als Kind hatte sich Mathilde sehnlichst gewünscht, dass Bäume sprechen könnten ...

Plötzlich wurden ihre Gedanken gestört, denn ein seltsames Gefühl der Verunsicherung beschlich sie und trieb ihren Puls in die Höhe. Mathilde nahm ihre Hand vom Stamm, verschränkte die Arme und trat zwei Schritte zurück. Irritiert blickte sie in die Runde und noch einmal hinauf zur Baumkrone. Dann schloss

sie die Augen, um sich ganz auf das Gefühl zu konzentrieren, das sie wie ein zarte Berührung aus ihren Gedanken gerissen hatte.

Als sie die Augen wieder öffnete, war sie sich ganz sicher, dass sie beobachtet wurde. Nicht von Daniela und Jakob, denn deren Blicke hätten nicht dieses irritierende, bedrohliche Gefühl ausgelöst. Nein, es musste jemand anderer sein, und zwar jemand, der nichts Gutes im Schilde führte und seine Anwesenheit verbergen wollte.

Mit einem Seufzer ging Mathilde um den Baumstamm herum und auf das Wohnhaus zu. Sie fühlte sich dabei wie eine Maus auf einem freien Platz, über dem ein hungriger Habicht kreiste. Es fiel ihr schwer, sich auf den eigentlichen Grund ihres Hierseins zu konzentrieren. Langsam stieg sie die breiten Stufen des steinernen Aufgangs hinauf und blieb einen Moment stehen, bevor sie den Schlüssel in das Haustürschloss steckte und herumdrehte. Es knackte laut, als der Schlüssel den Riegel verschob und die Tür freigab. Mathilde drückte mit dem Fuß gegen das alte Holz und schloss für einen Moment die Augen. Modrige Luft schlug ihr entgegen. Nach einem erneuten Blick gen Himmel, der immer noch durch die dunkle Wolke verhangen war, richtete sie sich entschlossen auf und trat ins Haus.

Daniela und Jakob hatten voller Spannung Mathildes Auftritt bis dahin verfolgt und blickten nun ebenfalls gen Himmel. Daniela schmiegte sich an Jakobs Seite und deutete auf die Wolke, die nun genau über ihnen stand und das Sonnenlicht nur auf einer begrenzten Fläche rund um den Hof zurückhielt. Auch schien es, dass sich nicht nur die Welt unterhalb der Wolke verdunkelt hatte, sondern auch die Vögel zwitscherten nur noch außerhalb des Schattenkreises.

»Wenn ich jetzt allein wär, ich würd schleunigst verschwinden«, flüsterte sie und drückte sich noch ein wenig näher an ihn. Jakobs Kommentar fiel eher prosaisch aus. »Ich auch, aber nur, weil wir um fünf bei der Bank sein müssen.«

Fünfzehn Minuten später stöhnte er beim Blick auf seine Armbanduhr ungeduldig auf, sagte aber nichts, denn Mathilde kam im selben Moment wieder aus dem Haus. Forsch ging sie zum Ökonomiegebäude hinüber, zog dort das Tennentor auf, zögerte einen Moment wie vorhin vor der Haustür und verschwand dann im Dunkel der Tenneneinfahrt.

Dieses Mal dauerte ihre Inspektion nicht so lange wie davor im Haus, allerdings kam sie nicht durch die Tenneneinfahrt zurück, sondern rechts daneben aus der ersten der beiden Stalltüren.

Auf dem Weg zu den Wartenden umrundete sie nochmals die Eiche in der Hofmitte, blieb zögernd stehen, als überlege sie etwas, und streckte dann ruckartig die Hand aus, um sie einige Sekunden lang auf den Stamm zu pressen.

Daniela und Jakob sahen sich mit großen Augen an, denn im selben Moment, als Mathilde sich von dem Baum entfernte, zog auch die dunkle Regenwolke weiter und gab das Sonnenlicht wieder frei.

Jakob murmelte etwas von Hexenzauber, bekam dafür aber Danielas Ellenbogen zu spüren, denn Mathilde hatte sich ihnen bereits bis auf wenige Meter genähert. Vielleicht hatte sie ja hören können, was Jakob gemurmelt hatte, denn sie lächelte etwas gequält, nickte aber verständnisvoll.

Mathilde sah furchtbar aus, als sei sie in der letzten halben Stunde um Jahre gealtert. Die Haare hingen ihr strähnig vom Kopf, und ihre Haut war bleich, wie mit Mehl bestäubt. Mit

einer fahrigen Bewegung kämmte sie ein paar Strähnen aus dem Gesicht und atmete tief ein. Sie wusste, dass die beiden ein Urteil, eine Empfehlung von ihr erwarteten, zumindest Daniela. Wahrscheinlich würden sie auch noch eine halbwegs verständliche Begründung verlangen, wobei Mathilde doch selbst nicht ganz begriff, was sie in den vergangenen Minuten erlebt hatte. Wie immer, wenn sie sich auf Derartiges einließ, war ihr ein wahrer Sturm durch den Kopf gerast – Bilder, Gesichter, Stimmen. Sie hatte Kälte und Wärme gespürt, Berührungen und Gerüche wahrgenommen – ein überwältigender Wirbel an Eindrücken, den sie nicht in Worte fassen konnte. Wie sollte sie den jungen Leuten erklären, dass auf diesem Flecken Erde grausame Dinge geschehen sein mussten. Jeder Stein, jeder Balken hier schien verflucht, als wären sie einst eingetaucht worden in eine Brühe aus all der Bosheit, zu der Menschen fähig waren.

»Dieser Ort hat eine Ausstrahlung, wie ich sie noch nie empfunden habe«, begann Mathilde vorsichtig. »Sucht euch was anderes, hier lauert das Böse. Glaubt mir, das ist kein Platz, um glücklich zu sein.«

»Aber ... wir waren doch auch schon drin.« Jakob deutete auf das Haus.

Mathilde nickte und sah ihn traurig an: »Ihr könnt es nicht sehen. Ihr werdet es erst merken, wenn etwas Schreckliches geschieht, aber dann ist es zu spät, glaubt mir.«

Daniela schien einen Entschluss gefasst zu haben. Sie nahm Jakob bei der Hand und zog ihn zum Wagen. »Komm, wir reden später drüber«, bestimmte sie.

Aber Jakob machte sich los und deutete zum Haus hinüber: »Ich hol noch den Schlüssel, den müssen wir dem Makler zurückbringen.«

»Lass ihn stecken, der wird ihn schon selber holen«, hatte Mathilde zu ihm sagen wollen, doch stattdessen flüsterte sie nur: »Lass ihn.« Was Daniela auf sich bezog.

Jakob war bereits an der Haustür, zog sie zu und wollte sie versperren, aber als er den Schlüssel berührte, zuckte er zurück, stieß ein lautes, ungläubiges »Hä!« aus und sah erstaunt auf seine Hand. Rückwärts stieg er die halbe Treppe hinunter, drehte sich erst dann um und kam in langen Sätzen zu ihnen gerannt. Er hielt Mathilde die Hand hin, auf der deutlich das Brandmal eines Schlüsselrings zu sehen war. »Was war das?« Jakob starrte abwechselnd seine Hand und Mathilde an. Und auch Daniela hielt er seine Hand hin.

Während Mathilde das Kreuzzeichen schlug, schüttelte Daniela nur den Kopf, griff sich blitzschnell das Handgelenk ihres Mannes und rieb mit der freien Hand über das vermeintliche Brandmal. »Kindskopf«, lachte sie hell auf, ließ Jakobs Hand los und klopfte erst auf seine linke und dann auf die rechte Hosentasche. Jakob wehrte sich nur spielerisch, als sie einen Filzstift aus der Tasche zog und ihn Mathilde zeigte.

»A G'schbässle g'macht, soo.« Mathilde war ihre Verletzung und Verärgerung anzusehen. Sie nickte kurz und ging wortlos zu ihrem Wagen. Dort, sie hatte schon die Tür geöffnet, drehte sie sich um und rief den beiden zu: »Was ich gesagt hab, war allerdings kein Spaß.« Dann stieg sie ein, startete den Motor, fuhr mit durchdrehenden Reifen an und hinterließ eine beachtliche Staubwolke.

Mathildes Ärger legte sich erst, als sie sich ihrem Zuhause näherte. Gleich würde sie von Hund, Hahn und Hühnern und vom Kater begrüßt werden, vielleicht waren auch Walcher oder

Irmi daheim. Daheim, Mathilde schmunzelte trotz ihrer Verärgerung. Niemals hätte sie sich vorstellen können, dass sie auf ihre alten Tage Walchers Hof als ihr Heim bezeichnen würde. Sie erinnerte sich noch genau an das Gespräch mit Walcher, als der eine Hauswirtschafterin gesucht hatte. Vor einem Jahr war das gewesen, und seither lebte sie mit den beiden unter einem Dach, hatte sie ins Herz geschlossen wie die eigene Familie und betrachtete jeden Tag als ein besonderes Geschenk.

### *Theresa*

Unerwartet eintreffende Ereignisse erzielen – jedenfalls in der Wahrnehmung der meisten Menschen – eine weit höhere Wirkung als geplante Abläufe.

Irmi hatte Walcher am Frühstückstisch gefragt, ob er vorhabe, den Rest seines Lebens als Einzeller zu verbringen. Wahrscheinlich ahnte sie seine Reaktion voraus und hatte deshalb ihre Frage mit dem Hinweis eingeleitet, sie als seine Adoptivtochter habe durchaus das Recht, wenn nicht gar eine Verpflichtung, sich darüber Gedanken zu machen.

Walcher, der gerade ein Ei aufschlug, dessen Bleistiftaufschrift verriet, dass es sich um ein vor zwei Tagen gelegtes Produkt der Henne *Liebstöckel* handelte, empfand ihre Frage als ebenso überraschend wie übergreifig und knurrte etwas von *falschem Zeitpunkt* und *angemessener Zuständigkeit*. Überhaupt könne er einem Vergleich mit Einzellern nichts abgewinnen, rangierten dieselben doch gerade mal auf der untersten Stufe aller Lebewesen.

»Immerhin können sie ihre Zellen teilen«, stellte Irmi fest, »aber es liegt mir fern, dich mit dieser Zuordnung kränken zu

wollen. Ich bin es nur leid, das Opfer deiner meist schlechten Laune zu sein, die sich in dir vermutlich aufgrund mangelnder Sozialkontakte zum anderen Geschlecht zwangsläufig aufbaut.«

Walcher rechnete in Gedanken Irmis Alter nach, kam auf siebenzehn Jahre und stellte nicht zum ersten Mal fest, dass sie sich wohl zu einer selbstbewussten und intelligenten Frau entwickeln werde. Und ohne seine subtile Arbeit an Liebstöckels Eierschale zu unterbrechen, überlegte er, ob und wie er auf ihren Vorwurf eingehen sollte.

Länger als sonst pulte er an der Schale herum, dann schüttelte er den Kopf und stellte fest: »Es mag sein, dass ich vor einer zweiten Tasse Tee am Morgen, noch dazu ohne Zeitungslektüre, keinen besonders freundlichen Gesprächspartner abgebe, aber mich deshalb mit Einzellern vergleichen zu lassen, lehne ich kategorisch ab. Oder meinstest du Einsiedler?«

Bevor Irmi antworten konnte, hatte sich Mathilde eingemischt und mit bedeutungsvoller Miene darauf hingewiesen, es gebe für alles einen richtigen Zeitpunkt, und der liege in diesem Fall vielleicht näher, als es sich Vater und naseweise Tochter vorstellen könnten.

Der Vorteil von Frühstücksgesprächen lag ohne Zweifel in der zeitlichen Limitierung, denn Irmi musste zur Schule und räumte versöhnlich ein, das mit dem Einzeller und so nicht wirklich ernst gemeint zu haben. Schließlich bräuchten die sich nie mit irgendwelchen Frauen herumzuärgern.

Drei Stunden später stand Walcher auf dem Immenstädter Marktplatz, blickte gerade fasziniert einer Frau in die Augen und verspürte dabei ein gewisses flaes Gefühl in der Magengegend, begleitet vor einer leichten Schwächung der Kniemuskulatur.

Dann hatten sich Passanten dazwischengeschoben, den Blickkontakt unterbrochen und Walcher Zeit gegeben, sich an Mathildes Andeutung beim Frühstück zu erinnern. Mathilde, die G'sundbeterin und Cassandra aus dem Allgäu. Er musste lächeln und wandte sich mit einem innerlichen Seufzer der Veranstaltung zu, deretwegen er nach Immenstadt gefahren war.

»Stoppt den Größenwahn von Bürgermeistern und Landräten«, »Größenwahn schafft Bauruinen«, »Wir *leben* hier«, »Schluss mit dem Landraub«, »Das Allgäu darf kein Ruhrpott werden«, »Keine neuen Gewerbegebiete«, »Autobahnen bis ins letzte Tal«, »Natur verreckt unterm Asphalt«, die Transparente und Plakate der Demonstranten kämpften mit deutlicher Sprache gegen die zunehmende Verbauung des Allgäus. Aufgerufen hatte eine neugegründete Initiative, die sich »Lebensraum Allgäu« nannte. Die Beteiligung der Bevölkerung übertraf wohl jede Erwartung der Veranstalter, denn der Kirchplatz von Immenstadt hätte selbst bei zehnfacher Größe die Massen nicht aufnehmen können. Schon die vielen Menschen auf dem Weg ins Stadtzentrum und vor allem die schwierige Parkplatzsuche hatten auf eine Großveranstaltung schließen lassen.

Nach dem Frühstück hatte Opa Armbruster angerufen und Walcher gebeten hinzufahren, sich die Kundgebung anzusehen und ihm Bericht zu erstatten. Schließlich sei Walcher ja so ein Investigator ... dingensjournalist und deshalb prädestiniert, herauszufinden, ob man die neue Initiative unterstützen könne oder ob es sich nur um ein paar *Schbinnerde* handle.

Opa Armbruster hatte einen dicken Knöchel, sonst wäre er selbst hingefahren. Walcher hätte sich allerdings auch ohne diesen Auftrag für die Initiative interessiert, schließlich wurde es langsam Zeit, dass sich Widerstand regte gegen den überborden-

den Ausbau von Straßen, Gewerbe- und Wohngebieten im Allgäu – gegen den Wahn, in jedes Dorf ein Spiel-Center, Fitness-Center, Einkaufs-Center, Wellness-Center, Auto-Center und weiß der Geier was für Centers sonst noch hinzuklotzen – neben all den anderen, die schon mitten in fruchtbarstes Allgäuer Weideland hineingebaut worden waren, und zwar jedes Mal gleich mit einem riesigen Parkplatz und einer Anbindung ans Autobahnnetz, versteht sich.

Aber solche Gedanken waren nach jenem Blickkontakt bedeutungslos geworden. Diese Frau, diese Augen wiederzufinden, bekam plötzlich absolute Priorität. Allerdings standen in dem herrschenden Gedränge die Chancen dafür denkbar schlecht, und Walcher plante in Gedanken bereits seinen Rückzug aus diesem Sekundenabenteuer, als hinter ihm der typisch schrille Ton einer Rückkopplung ertönte und dann eine samtene Stimme mit folgenden Worten ihre Ansprache begann: »Ich habe im Fotoalbum meiner Großeltern geblättert und dort ein Allgäu entdeckt, wie wir es heute nur noch an wenigen Orten erleben können. Wenn wir in diesem Tempo weitermachen, hinterlassen wir unseren Kindern Betonwüsten, Müllkippen und Schnellstraßen. Nur Idioten oder Verbrecher versauen den eigenen Lebensraum derart nachhaltig, wie es in unserem Allgäu geschieht. Straßen brauchen wir, um von A nach B zu kommen, aber brauchen wir Autobahnen und komfortable Schnellstraßen kreuz und quer durchs Allgäu, hinein in den letzten Winkel, nur damit Besucher an ihre Zielorte rasen können? Sollten wir nicht vielmehr unser Allgäu als Ganzes im Blick behalten? Brauchen wir all die Spiel- und Spaß-Zentren, wo doch die Landschaft des Allgäus die eigentliche Attraktion darstellt? Die Leute, die zu uns kommen, suchen die einmalige Schönheit unserer Wiesen, Wälder und

Berge, dazu Ruhe und frische Luft, und nicht den Lärm, den Smog und die Betonwüsten der Städte. Das alles haben sie zur Genüge selbst in ihren Städten, aus denen sie zu uns flüchten ...«

Walcher hörte zwar die Stimme, konzentrierte sich aber nicht auf das Gesagte, obwohl gut zu hören war, was die Frau ins Mikrofon sprach. Die Menschenmenge verhielt sich erstaunlich ruhig – oder kam das Walcher nur so vor? Konnte es sein, dass diese Frau alle Zuhörer ähnlich faszinierte wie ihn? Sie hatte ja nicht nur wunderbare Augen, sondern sah auch noch unverschämt gut aus. Braungebrannt, sportlicher Typ. Bei jedem Kopfschütteln trieb die Fliehkraft die braunen Haare ihres Pagenschnitts wie in einer Shampoowerbung fächerartig auseinander, und im nächsten Moment umrahmten sie wieder artig ihren Kopf. Walcher ertappte sich dabei, dass er einmal gleichzeitig mit ihr den Kopf schüttelte. Eine tolle Frau, voller Energie und Dynamik. Sie sprach nicht nur mit wohlklingender Stimme, sie setzte auch ihren Körper ein. Und der konnte sich sehen lassen, auch wenn der leichte Wanderanorak viel verhüllte. Die Beine waren schlank und lang und steckten in blauen Jeans. Die Stiefeletten passten farblich zur Hose und zum Anorak, obwohl sie vermutlich nicht für eine Wanderung durch jene einmalige Natur geeignet wären, von der die Stimme gerade berichtete.

Als sich Walcher auf ihr Gesicht konzentrierte, geschah es noch einmal: Ihre Blicke trafen sich. Die Sprecherin geriet kurz aus dem Konzept, lächelte Walcher bezaubernd an, wandte sich dann wieder ab und sprach weiter.

Ihm war bei ihrem Blick heiß und kalt geworden, und vermutlich hatte er einen roten Kopf bekommen, der allen Umstehenden aufgefallen sein musste, aber niemand schien sich für ihn zu interessieren. Alle starteten auf die Rednerin und lauschten gebannt.

Bei Walcher meldete sich ein Fünkchen Verstand und flüsterte ihm ein, dass sich alle männlichen Wesen spontan in diese Frau verlieben würden. Als Y-Chromosomenträger waren sie diesem Typ Frau hilflos ausgeliefert.

Die schöne Fremde sprach eine halbe Stunde, die Walcher vorkam wie wenige Minuten. Dann dankte sie für die Aufmerksamkeit und kündigte den nächsten Redner an, einen knorrigen Milchbauern. Sie übergab ihm das Mikro, sprang die Stufen hinunter und verschwand damit aus Walchers Blickfeld in der Menge.

Walcher erwachte aus einer Art Lähmung und begann, sich durch die Menschenmenge nach vorn zu drängeln. Es war hoffnungslos, sich der Umweltschützerin zu nähern, aber das konnte Walcher nicht ahnen, dazu hätte er die Vogelperspektive haben müssen. Von oben hätte er nämlich gesehen, dass sich nicht nur er, sondern auch eine zweite, weibliche Person den Weg durch die Menge bahnte – in seine Richtung. Jedoch ergab eine Verlängerung der Linien beider Wege keinen Treffpunkt. Sie führten parallel aneinander vorbei.

Schließlich kam Walcher bei den Kirchentreppen an, ohne dieser faszinierenden Frau begegnet zu sein, und sorgte dort für eine gewisse Unruhe, denn er schritt, wie ein Ordner, zweimal die vorderste Front der Zuhörer ab.

Seine Beharrlichkeit wurde belohnt. Als nämlich das Ende der Kundgebung angesagt wurde und sich die Menschenmenge aufzulösen begann, stupste ihn jemand in den Rücken. Er wandte sich um, und sein Herz setzte einen Schlag aus; nur ganz kurz, dann obsiegt Walchers weltmännische Erfahrung in solchen Situationen, und er stellte sich vor: »Äh ... ich ... Walcher ... ich ... von Weiler ... her ... Armbruster ... mein Opa ... sein Knöchel ...«

Gott sei Dank kam er nicht weiter, denn das Zwölfuhrgeläut der Kirchenglocken dröhnte dazwischen, und die Frau begann zu lachen. Es war ein herrliches, klares, befreiendes und ansteckendes Lachen, in das er einstimmte und dann meinte: »Einen Kaffee? Dann könnte ich das mit Opas Knöchel erklären.«

»Ich ... äh ... Theresa«, erwiderte sie mit einem schelmischen Lächeln, hakte sich bei ihm unter und zog ihn mit sich davon. Vermutlich wusste sie, wo ein Café war.

Zwei Stunden später saß Walcher neben Armbruster, der wirklich mit einem feuchten Umschlag um den Knöchel auf dem Sofa lag, und berichtete ihm von der Kundgebung. Bei seiner Zusammenfassung der eindrucksvollen Rede der Initiativen-Sprecherin geriet er etwas ins Stocken und musste einiges dazudichten. Als er Opa Armbruster den Prospekt der Initiative in die Hand drückte, fiel ihm auf, dass er von Theresa nur den Vornamen kannte. Sie hatten sich verabschiedet, ohne Nachnamen, Adressen und Telefonnummern auszutauschen.

Opa Armbruster entschied sich spontan, Mitglied in diesem Verein zu werden, meinte jedoch nicht ohne Zweideutigkeit, er täte das nicht der Vorsitzenden, sondern der Sache wegen. Walcher war so naiv nachzufragen, was Armbruster damit sagen wolle.

»Nun«, begann Armbruster mit einem diplomatischen Lächeln, »ich hatte den Eindruck, du warst von der Frau Vorsitzenden weit mehr beeindruckt als von ihrer Rede. Immerhin hast du so ganz nebenbei erwähnt, dass ihre Haare braun sind und sie einen Pagenschnitt, braune Schuhe und Jeans trägt. Ob und wer sonst noch gesprochen hat, hast du vermutlich gar nicht erst mitbekommen, hab ich recht?«

Walcher nickte. »Bist halt schon ein alter Fuchs«, meinte er und reichte ihm den Prospekt, nachdem er sich die darin angegebene Adresse samt Telefonnummer aufgeschrieben hatte, was Armbruster grinsend in breitem Dialekt kommentierte: »Hodd se dr koi Visitakärtle geä?«

Ähnliches erlebte Walcher auch, als er daheim Mathilde von der Kundgebung erzählte und als einzigen Kommentar dazu von ihr gefragt wurde: »Hosch ebban droffa?«

Offensichtlich sah man ihm an, dass er »jemanden getroffen« hatte, dachte Walcher, holte sich aus dem Wohnzimmer ein Glas Sherry, zog sich in sein Wohnbüro zurück und schaltete den Computer an. Er hatte keine Lust, sich mit Mathilde womöglich über deren morgendliche Wahrsagung zu unterhalten. Da wäre ihm sogar eine Mahnung des Finanzamtes noch lieber gewesen, aber die schickten Derartiges noch nicht per E-Mail.

Dafür gab es die einschlägigen Angebote und Spam-Mails, die vermutlich irgendwelche heimtückischen Viren einschleusen wollten. Besonders geistreich fand er die Betreffzeile einer dieser E-Mails. In der stand nämlich: »Sie werden sich wundern.« Hier waren echte Zyniker am Werk. Die einzig interessante E-Mail kam von seinem Freund Johannes, der immer noch in trauter Zweisamkeit mit seiner Magdalena auf deren Ziegenalm in Graubünden im Safiental Käse produzierte. Johannes erinnerte ihn an seinen versprochenen Besuch auf der Alm und schlug die letzte Woche im Juli vor, da sei nämlich besonders gutes Heuwetter vorausgesagt. Walcher antwortete Johannes, er wolle den Familienrat befragen und werde sich danach melden.

Das Glas Sherry war leer. Auf dem Weg ins Wohnzimmer traf er Irmi, die ihm mit abwesendem Blick nur stumm zuwinken konnte, denn sie hielt ihr Handy ans Ohr gepresst. Da freute sich

Hund Rolli schon weit mehr über sein Auftauchen, denn der Labrador hatte gewartet, dass ihm jemand die Haustür öffnete. Auch Kater Bärendreck nutzte die Gunst des Augenblicks und huschte wie ein geräuschloser, aber heftig stinkender Schatten ins Haus. Seine Duftfahne bestätigte, was ohnehin in der Luft lag: dass nämlich einer der Nachbarn Gülle ausgebracht hatte. Bärendrecks seltsame und absolut katzenuntypische Neigung, sich auf solchen Wiesen herumzutreiben, stellte nicht zum ersten Mal eine große Herausforderung für Walchers Tierliebe dar. Das wusste der Kater natürlich und flitzte schnurstracks in die Sicherheitszone von Mathildes Küchenrevier.

Als Walcher mit frisch gefülltem Glas aus dem Wohnzimmer zurückkam und durchs offene Fenster in den Hof hinausspähte, sah er den Hund am Brunnen geräuschvoll Wasser schlabbern. Die Hühner waren schon im Stall. Das letzte schwache Abendlicht saugten gerade die wie Nachtgeister heraufziehenden Nebelfetzen in sich auf und würden es bis zum Morgengrauen gefangen halten. Dass ihm dazu ein solch schauriges Bild einfiel, schob Walcher auf Mathildes Einfluss. Seit sie auf dem Hof lebte, war alles natürlich Erklärbares von einer neuen Spiritualität erfüllt.

Rolli kehrte zu ihm ins Haus zurück und sah ihm traurig nach, als er die Treppe hinaufstieg. Die oberen Räume waren für den Hund eine verbotene Zone; es genügte schon vollauf, wenn sich Kater Bärendreck nicht lernwillig zeigte. Aus Mathildes Zimmer hörte man den Fernseher und aus Irmis Zimmer ihre ins Handy gesprochene Feststellung, Buggi sei eine Schlampe. Das klang nicht nach dem Austausch von Lösungsansätzen schwieriger Matheaufgaben.

Walcher setzte sich wieder an den PC und googelte »Lebens-

räume Allgäu«. Es wurden Immobilien, Wellness-Anlagen, Hotels, Seniorenheime, ein Party- und Communityportal, Allgäu-Jobs, Gemeindeprogramme, Entwicklungsprogramme und einiges mehr angeboten, aber kein Verein gleichen Namens. Mit einem Seufzer griff Walcher zum Telefon und wählte die Vereinsnummer, die er vom Prospekt abgeschrieben hatte.

Von einer männlichen Stimme wurde er darüber aufgeklärt, der Verein sei telefonisch wöchentlich nur an zwei Tagen erreichbar, nämlich am Montag und Donnerstag, jeweils von 16 bis 18 Uhr, ansonsten per Post oder E-Mail. Das bedeutete, dass Walcher Theresas Nummer erst in zwei Tagen würde erfragen können. Eine Ewigkeit.

### *Mathildes Entscheidung*

Ohne seinen Namen genannt zu haben, brüllte der Anrufer, er werde sie wegen Rufmord verklagen. Sie solle sich warm anziehen. Er werde Schadensersatz fordern und sie mit so vielen Klagen überziehen, dass sie lieber freiwillig in die Kiste hüpfen werde.

Mathilde nutzte die nächste Atempause des Anrufers und bat darum, er möge sich doch erst einmal vorstellen und erklären, um was es denn überhaupt ginge. Aber kaum hatte der Fremde Luft geholt, tobte er schon weiter. Als Hexe gehöre sie verbrannt, außerdem sei das Hausfriedensbruch gewesen, denn niemand habe ihr erlaubt, auf seinem Hof herumzuschnüffeln und dann auch noch seine Käufer zu vergraulen, seine Anwälte seien ...

Mathilde nickte, denn nun war ihr klar, dass es sich nur um den Besitzer des Hofes handeln konnte, den Daniela und ihr

Mann kaufen wollten. Unwillkürlich spannten sich ihre Muskeln an, und sie hielt den Hörer so weit wie möglich vom Ohr weg. Aber der unflätige Wortschwall erreichte sie dennoch, wie das drohende Sirren eines wütend angreifenden Wespenschwarms. Dann legte sie auf und schüttelte den Kopf. Unglaublich, was für grässliche Menschen es gab.

Eine Viertelstunde später läutete das Telefon erneut. Dieses Mal hörte sie eine einschmeichelnde Männerstimme, die sich mit Immobilienbüro Urban vorstellte, Erich Urban selbst am Apparat. »Entschuldigen Sie bitte die Störung, aber ich habe gerade das Telefonat von Herrn Korbach mit anhören müssen. Glauben Sie mir bitte, es ist mir furchtbar peinlich, auch, weil ich selbst ein wenig daran Schuld habe. Ich hatte nämlich Herrn Korbach gegenüber im Spaß erwähnt, dass sich die Kaufentscheidung der Tanners nicht nur wegen der noch ausstehenden Genehmigung für die geplante Teichanlage verzögert, sondern habe ihm auch von Ihrer Warnung erzählt. Sollte Herr Korbach wirklich juristisch gegen Sie vorgehen, so können Sie sich jederzeit auf mich berufen. Ich habe keine Probleme, gegen Herrn Korbach auszusagen, zumal ich nicht mehr für ihn tätig bin.« Der Makler gab noch seine Telefonnummer durch und verabschiedete sich schnörkelreich und mit wiederholten Entschuldigungen, so dass es Mathilde ganz schwindelig wurde.

Sie blieb noch eine Weile beim Telefon stehen und ging dann durch die Küche hinaus in den Garten. In Gedanken versunken drehte sie eine Runde unter den alten Apfelbäumen. Irgendwie musste sie Daniela und Jakob vom Kauf dieses Hofes abhalten.

Ein paar Minuten später wählte Mathilde die Nummer von Kommissar Brunner. Sie hatte sich entschlossen, ihn direkt um Hilfe zu bitten und nicht erst mit Walcher darüber zu sprechen.

Nachdem Mathilde dem Kommissar, mit dem Walcher schon so manchen Fall gelöst hatte, eine skurrile Geschichte von verschollenen Verwandten erzählt hatte, deren Nachkommen begonnen hätten, nach dem Verbleib ihrer Lieben zu forschen, wollte Brunner lediglich wissen: »Sonst nichts?«

Mathilde ging nicht auf seinen milden Zynismus ein. »Noi, des langed scho«, meinte sie in breitestem Dialekt.

Brunner wiederholte ihre Bitte, wie man eine Bestellung wiederholt, um sicherzugehen, auch ja nichts Falsches zu liefern. »Also, Sie wollen eine Aufstellung aller Morde, Selbstmorde und Vermissten haben, die es um Leutkirch herum, speziell in diesem Urlaub, gegeben hat. Könnten Sie den Zeitrahmen etwas präzisieren, oder wollen Sie alles wissen, seit es Aufzeichnungen der Polizei und Gerichtsbarkeit gibt?«

»Ja, so von 1800 bis heute«, präziserte Mathilde wenig hilfreich.

Brunners Stimme klang nun ausgesprochen sarkastisch. »Von 1800 bis heute, na schön, das sind ja nur 210 Jährchen. Kein Problem, außer, dass Leutkirch württembergisch ist und das dortige Amtsgericht zum Landgericht Ravensburg gehört.« Er seufzte. »Geht es denn wirklich um Ihre Verwandtschaft? Die Kollegen werden mich danach fragen, und vor allem werden sie die Namen Ihrer verschollenen Verwandtschaft wissen wollen.«

Jetzt geriet Mathilde hörbar in Verlegenheit und druckste eine Weile herum; sie erzählte vom Bauernhof und von ihrer Großbase und deren Mann und von den Schwingungen, die sie empfangen hatte. Mathilde hatte sich auch fast schon damit abgefunden, dass der Kommissar ihre Bitte ablehnen, wenn nicht gar in Gelächter ausbrechen würde. Ihre Gabe war manchen Menschen nur schwer vermittelbar. Umso erstaunter war sie, als Brunner

meinte, er habe schon immer mal in einer anderen Dimension ermitteln wollen.

»Möchten Sie jetzt Ihrem Walcher Konkurrenz machen?«, fragte er noch, aber noch bevor Mathilde antworten konnte, hatte der Kommissar bereits aufgelegt.

### *Bürozeiten*

Es folgten zwei lange Tage, in denen Walcher sich mit Arbeiten befasste, die, wollte man sie nach der A-B-C-Analyse bewerten, bestenfalls auf den Wichtigkeitsstufen X-Y-Z rangierten. Unter anderem hatte er sich einen monströsen Industriestaubsauger ausgeliehen und damit den Dachboden über dem Wohnteil gereinigt. Da ihm diese Tätigkeit als höchst sinnstiftend erschien, saugte er auch gleich noch den Staub im ehemaligen Heustock über dem Stall auf. Immerhin brachte er es damit auf zwei volle 50-Liter-Müllsäcke und handelte sich obendrein noch ein Kopfschütteln von Mathilde ein, die meinte, sie habe noch nie erlebt, dass jemand im Heustock Staub gesaugt hätte. Zwar fand dann Walchers zweite Großaktion – er sammelte dabei sämtliche, in und um den Hof herum verstreut herumliegende Altmetallteile zusammen – ihre volle Zustimmung, allerdings lag seither tiefste Besorgnis in ihrer Miene.

Bereits nach dem Mittagessen hatte sich Walcher am Donnerstag mit dem vom Nachbarn ausgeliehenen Traktor samt Anhänger auf den Weg zur Mülldeponie nach Lindenberg gemacht. Er hätte zwar lieber wieder einmal seinen eigenen Traktor bewegt, einen Deutz aus dem Jahr 1950, aber der war nicht zugelassen. Außerdem stellte dessen Höchstgeschwindigkeit von fünfzehn

Stundenkilometern ein nicht zu verantwortendes Hindernis auf der Bundesstraße dar.

Zwei Jahre war es her, dass er zuletzt den Deutz in Gang gesetzt hatte. Mit Susanna war er damals herumgetuckert, rund um den Hof, auf Feldwegen zu den Nachbargehöften und durch den Wald, verliebt wie ein Pennäler. Susanna. Wie es ihr wohl ging mit ihrem Musiker? Walcher hatte sich nach der Trennung zwar vorgenommen, sie zu besuchen, aber die Planung hatte sich halblahm dahingeschleppt und war irgendwann gänzlich eingeschlafen, ohne dass es vermutlich Susanna oder er selbst besonders bedauert hätten. Ohnehin hatte er Irmi damit eigentlich nur demonstrieren wollen, dass Menschen nicht immer im Streit auseinandergehen müssen, schließlich hatte man sich ja einmal geliebt.

Ja, die Liebe. War er etwa gerade auf dem besten Wege, sich neu zu verlieben? Immerhin war er nach überraschend kurzer Zeit wieder auf den Hof vom Nachbarn gefahren und hatte dessen Traktor samt geleertem Anhänger dort abgeliefert, nur um rechtzeitig zu Beginn der Bürozeit des Vereins »Lebensraum-Allgäu« wieder am Telefon zu sein. Walcher musste schmunzeln und spottete – natürlich nur insgeheim – über seinen spürbar anwachsenden Hormonsturm, während er die Nummer des Vereins wählte.

»Lebensraum Allgäu, Theresa Gerber«, meldete sie sich und brachte Walcher damit völlig aus dem Konzept. Er hatte sich alle möglichen Gründe ausgedacht, den Gesprächspartner, vermutlich irgendein Vereinsmitglied, zu überzeugen, ihm die Privatnummer von Theresa zu geben.

»Hallo?«, klang es deshalb nach drei Sekunden leicht ungehalten aus dem Hörer, als Walchers Synapsen für die Entscheidung

zwischen Denken und Sprechen endlich Strom bekamen und er feststellte: »Jetzt kenne ich wenigstens schon mal deinen Nachnamen.«

Nun funktionierte aber offensichtlich ihr Sprachzentrum nicht mehr, weshalb Walcher nach endlos langen Sekunden fragte: »Hallo, ich bin's, Walcher, bist du noch dran?«

»Doch ... ja, ich bin noch dran.«

»Ich würde dich sehr gern wiedersehen.«

»Mhhh, wann?«

»Heute, gleich.«

»Ich bin bis fünf hier, danach habe ich bis acht Unterricht.«

»So spät noch, ich dachte du unterrichtest in der Grundschule?«

»Stimmt schon, aber ich habe anschließend Musikstunde.«

»Musik?« Wie ein Phantom sauste Susanna mit ihrer Querflöte durch seinen Kopf.

»Akkordeon, diatonisches, das brauche ich hier.«

»Wunderbar, dann also um acht.«

»Gut, um acht. Ich freue mich, bis später.«

»Ich freue mich auch.«

Der Dauerton aus dem Hörer weckte Walcher auf. Theresa hatte aufgelegt. Er strahlte trotzdem. In drei Stunden würde er sie treffen. Maximal eine Stunde würde er bis Sonthofen brauchen, also musste er spätestens um sieben losfahren. Sonthofen? Verdammt, wo in Sonthofen? Der Verein hatte seinen Sitz in Sonthofen, aber wohnte dort auch Theresa? Walcher wählte erneut die Vereinsnummer, aber die war besetzt. Auch bei den folgenden Versuchen. Nach zehn Minuten oder der fünfzehnten vergeblichen Wahlwiederholung wurde er nervös. Was, wenn er in der Bürozeit bis 18 Uhr nicht mehr durchkam? Er hatte noch

immer nicht ihre Privatnummer und auch keine Adresse. Im schlimmsten Fall müsste er bis Montag, bis zur nächsten Sprechzeit des Vereins warten. Eine grässliche Vorstellung.

So schlecht hatte sich Walcher schon lange nicht mehr gefühlt. Ihm reichten bereits die vergangenen beiden Tage. Dann die Erlösung: Wieder war Theresa am Telefon, die Walcher mit ihrem leisen Vorwurf verblüffte: »Endlich, ich hab's schon beinahe aufgegeben, bei dir durchzukommen, war die letzte Viertelstunde ständig besetzt.«

»Du hast meine Nummer?«

»Natürlich, du hattest mir deine Visitenkarte gegeben, hast du das vergessen?«

Walcher unterdrückte den Impuls, Theresa zu fragen, warum sie dann nicht angerufen, sondern ihn bis heute hatte leiden lassen. Auch über seine Erinnerungslücke, was die überreichte Visitenkarte betraf, dachte er nicht länger nach, sondern konzentrierte sich auf das Wesentliche, bat sie um ihre Privatnummern von Festnetz und Handy und vor allem um die Adresse des Treffpunkts in Sonthofen.

Erst als er alles notiert hatte, wurde er etwas ruhiger und verkündete: »Ich freue mich.«

»Ich mich auch«, bekam er die nicht minder pfiffige Antwort zu hören, »aber jetzt muss ich etwas tun. Hier sitzen inzwischen vier Leute und schauen mich mürrisch an.«

»Wenn ich jemanden am Telefon abwimmeln will«, riet Walcher, »sage ich immer ›schlechte Verbindung‹ und lege dann auf.«

Er hörte ihr wunderbares Lachen, dann veränderte sich das Tonvolumen: »Jetzt ist der Lautsprecher an, also Vorsicht. Leute, hier beantragt jemand die Aufnahme, ein Journalist aus Weiler im Allgäu, wollen wir?«

Das Stimmengewirr bewies Walcher, dass Theresa nicht vorhatte, ihn abzuwimmeln, sondern dass er kurz davorstand, Vereinsmitglied zu werden.

### *Sonthofen*

Gegen Walchers Vorfreude, Theresa zu treffen, seinen erhöhten Puls und gegen seine Hochstimmung half auch keine selbst auferlegte Sachlichkeit. Darum hatte er sich schon die vergangenen beiden Tage vergeblich bemüht. Dass nach wenigen kurzen Blickkontakten, einigen gebrüllten Sätzen in einem lauten, überfüllten Café, einem flüchtigen Händedruck bereits der heftige Wunsch nach mehr Nähe loderte wie ein Waldbrand, schien ihm zwar durchaus pennälerhaft, aber nicht unbekannt. Wie schon ein paarmal in seinem Leben, genoss er diesen längst überfälligen erwartungsfrohen Schwebestand.

Viel zu früh hatte er sich auf den Weg gemacht, drehte nun bereits die vierte Runde durch Sonthofen und kam zu dem Schluss, dass allein schon die Aussicht auf die Allgäuer Hochalpen und die Tatsache, dass in dieser Stadt Theresa lebte, den Ort zu einem wunderbaren Flecken des Erdballs machte, sah man von der bedrohlich wirkenden Naziburg einmal ab. Walcher gehörte zu jenem Lager, das in der Burg ein Mahnmal sah, welches die nachfolgenden Generationen an den Größenwahn seiner Erbauer erinnern und deshalb stehenbleiben sollte.

Endlich parkte er vor dem vereinbarten Treffpunkt, der »Alten Schule«. Ihm schien, als höre er ein paar Akkordeonklänge, aber er war sich nicht sicher. In seinem euphorischen Gemütszustand erklang wohl immer gerade irgendein Instrument im

Hintergrund. Ein Jahr war es her, dass seine anfangs ebenso stürmische Liebe zu Susanna begonnen hatte abzuklingen. Der Wildbach hatte sich erst in ruhiges Wasser und zum Schluss in ein klägliches Rinnsal gewandelt und war dann völlig versiegt. Drei Jahre hatte diese Partnerschaft gedauert, die davor immerhin sieben Jahre. Wurden die Zeiten kürzer, brannten die Hormonfeuer immer schneller ab? Wie lange würde wohl dieses neue Feuer lodern?

Er hatte ja eigentlich alles, was schlechthin ein Mensch von einem Leben erwarten konnte. Einen Beruf, der ihn befriedigte und ernährte, ein wunderbares Zuhause, eine Tochter, zwei Omas, zwei Opas und seit einem Jahr mit Mathilde auch noch eine Art dritter Oma. Dann umgab ihn ein Freundeskreis von Menschen, die er gerne traf – jedenfalls in moderaten Abständen –, und als Zugabe gehörten auch noch ein Hund, eine Katze und ein Haufen Hühner zu seinem Lebenskreis. Klar, das war alles wunderbar, aber nichts gegen eine Frau, die ...

In diesem Moment kam Theresa aus dem Eingang. Keine Frage, er war verliebt. Seine Knie wurden leicht sulzig, irgendwas tat sich im Magen, und weiter oben legte der Herzschlag zu. Gleichzeitig verstummten alle Geräusche rundherum.

Sie sah bezaubernd aus und strahlte, als ob sie ähnliche Empfindungen hätte. »Schön, dass du gekommen bist«, sagte sie, und Walcher nickte nur. Ihm fiel einfach nichts ein.

»Ich wohne hinter Burgberg bei den Erzgruben. Nicht weit, aber ziemlich steil hinauf. Bringst du in deinem Auto ein Fahrrad unter?«

Zehn Minuten später dirigierte ihn Theresa von der Straße nach Burgberg auf einen schmalen Seitenweg, zu einer Ansammlung

ehemaliger Werkstatthäuschen; in einem dieser, zu den ehemaligen Erzgruben gehörenden Häuser wohnte sie.

Das Innenleben entpuppte sich als architektonisch raffiniert ausgebaute und stilvoll eingerichtete Großraumwohnung, von der lediglich Bad und Toilette abgetrennt waren. Theresa stellte das Fahrrad in den Flur und schlug nach einer kurzen Besichtigungsrunde einen Spaziergang vor, denn der Ausblick auf die Alpen war von hier oben und bei dem herrschenden letzten Gegenlicht der untergegangenen Sonne besonders eindrucksvoll.

Eine Kollegin wohne in der Nähe, erklärte Theresa auf Walchers Frage, ob sie jeden Tag mit dem Fahrrad hier herauffuhr. Die würde sie meistens mit dem Auto den Berg hinauf mitnehmen. Ein-, zweimal die Woche, zum Beispiel am Donnerstag nach der Bürozeit und der Musikschule, radelte sie allerdings hinauf, und das würde schon ordentlich Puste kosten.

Die Aussicht auf die zum Greifen nahen mächtigen Gipfel der Alpenmassive, der Klang großer Kirchenglocken aus dem Tal, das Gebimmel der kleineren Ausgaben an den Kuhhälsen, die würzige Abendluft – wen konnte es wundern, dass Walcher und Theresa den Rückweg engumschlungen zurücklegten.

### *Ignorante Bääs*

Gleich würde er den Anstieg auf die Hügelkuppe hinter sich und seinen Hof vor sich haben, angestrahlt vom Flutlicht der Morgensonne. Bereits an normalen Tagen freute sich Walcher immer wieder auf diesen Ausblick. Sein Hof im Vordergrund und links dahinter das Panorama der Allgäuer Alpen, Nagelfluhkette, Bre-

genzer Wald bis hin zum Säntis auf der rechten Seite. Viel Zeit hatte er in sein Paradies gesteckt. Den Wohnteil grundlegend saniert, geradezu bombensicher, weil die beauftragte Baufirma ihm ein Sicherheitspaket aus einer Konkursmasse eingebaut hatte, Türen und Fenster wie bei einer Bank. Das war zwar nicht erkennbar, aber in Walchers Kopf hatte sich der Begriff »Hofburg« eingenistet, nicht zuletzt auch des Kellergewölbes wegen, das sich unter der Küche befand. Ein ungewöhnlich stabil gemauertes Kreuzgratgewölbe, das eher zu einem Ritterturm gepasst hätte als zu einem harmlosen Bauernhof. Aber vielleicht hatte es ja in grauer Vorzeit einmal einen solchen Turm gegeben, denn die Mauern des Stallteils wiesen verdächtig viele und mächtige Bruchsteine auf.

Walcher fuhr die letzten Meter zum Hof sehr langsam und verglich das Bergpanorama mit dem vor Theresas Wohnsitz. Er musste zugeben, dass dort die Gipfel einige Meter höher in den Himmel ragten und auch eine massivere Kette bildeten. Vielleicht lag das aber auch nur an seiner Stimmung, die sich dank Theresa auf einem Höhenflug befand. Außerdem blendete ihn die Sonne, und der freudig bellende Rolli, der ihm entgegenraste, holte ihn ins reale Leben zurück.

Wenn nicht vom Hund, so wäre Walcher ein paar Minuten später von Mathilde auf den Boden zurückgeholt worden. Sie saß auf der Hausbank, hielt eine Tasse Tee in beiden Händen, so, als ob sie sich daran wärmen wollte – obwohl die Temperatur bereits bei satten 18 Grad lag –, und wirkte sichtlich angeschlagen. Auch ihre wächserne Gesichtsfarbe gab Anlass zur Sorge. Auf seine Frage, ob sie nicht gut beieinander wäre, kam von Mathilde nur ein diffuses tiefgründiges Stöhnen. Sie sah Walcher an, als wäre sie gerade eine Runde Karussell oder Geisterbahn gefahren, schüt-

telte den Kopf und meinte, mit ihr sei nichts, außer dass sie eine Mordswut auf ihre ignorante *Bääs* Daniela hätte.

Walcher nahm sich vor, bei passenderer Gelegenheit zu fragen, in welchem Verwandtschaftsverhältnis man zu einer *Bääs* stand, und setzte sich neben Mathilde. Er kannte sie inzwischen recht gut und wusste, dass seine Aufgabe sich nun aufs Zuhören beschränken konnte. Nach einem Schluck Tee begann denn Mathilde auch zu erzählen, warum sie so eine Mordswut hatte.

Base Daniela und ihr Mann Jakob hätten nun doch den verfluchten Hof gekauft, jedenfalls einen Vorvertrag unterschrieben, der dann gültig werden sollte, wenn die Genehmigungen vom Amt für Fischteiche und Wildgehege vorlägen. Dabei habe sie ihnen eindringlich davon abgeraten und irgendwann sogar ziemlich übertrieben, dass nämlich der Hof auf keinem guten Grund stünde und gefährliche Erdstrahlen und Magnetfelder in alle nur möglichen Richtungen zu spüren seien. Vermutlich würden bei Gewitter die Blitze einschlagen wie am Jüngsten Tag, was man ja noch an der Hofeiche erkennen könne. Dazu gäbe es in dem Eck tückische Winde, und die würden Stechmücken vom Ried und auch giftige Moorgase hertreiben.

Aber von alledem hätte Daniela nichts wissen wollen. Nicht einmal die furchtbaren Flüche, die sie bei der Hofbegehung gespürt habe, würden Daniela oder Jakob noch abschrecken.

Mathilde trank wieder einen Schluck und machte eine längere Pause, in der sich Walcher überlegte, ob er bezüglich der Flüche genauer nachfragen sollte, ließ es aber bleiben. Bei solchen Themen fühlte er sich überfordert. Sicher meinte Mathilde mit »Fluch« nicht die unbeherrschte Reaktion, wenn der Hammer anstelle des Nagels den Daumen getroffen hatte, und auch nicht den Fluch, mit dem der Verkehrsteilnehmer bedacht wurde, der

einem die Vorfahrt genommen oder den letzten freien Parkplatz weggeschnappt hatte. Wenn Mathilde von einem Fluch sprach, dann ging es vermutlich um übersinnliche Phänomene. Für Walcher der blanke Aberglauben. Er hatte schon genügend damit zu kämpfen, dass Mathilde den Ruf einer G'sundbeterin hatte und offensichtlich über Fähigkeiten verfügte, die sich rationalen Erklärungen entzogen. Andererseits lebte er im Allgäu, und da konnte es durchaus geschehen, dass sich der Finder einer verloren geglaubten Geldbörse meldete, kurz nachdem man dem heiligen Antonius, der auch fürs Wiederfinden zuständig war, eine Kerze gespendet hatte.

»Ich weiß«, begann Mathilde wieder, »du glaubst ja nicht an solche Dinge.« Und mit dieser Feststellung warf sie bei Walcher einmal mehr die Frage auf, ob sie auch noch Gedanken lesen konnte oder ob dahinter einfach nur eine große Portion Lebenserfahrung steckte. »Auf diesem Hof lastet nicht nur *ein* Fluch, sondern ein ganzer Haufen davon. Ich hab so etwas bisher noch nicht erlebt. Glaub mir. Dort drinnen sind unzählige Menschen bis aufs Blut gequält worden, und unerlöste Seelen geistern herum wie auf einem Schlachtfeld. Dieses Gemäuer umgibt eine Aura, als hätte der Leibhaftige darin gehaust.« Mathilde schüttelte energisch den Kopf: »Und so was schafft man nicht durch einen neuen Anstrich oder eine neue Tapete aus der Welt.«

Walcher nickte zustimmend und überlegte krampfhaft, ob Mathilde dazu seine Meinung erwartete – und wenn ja, was er denn überhaupt dazu meinen sollte.

»Brauchst nix dazu sagen«, sagte Mathilde lächelnd.